

Dem in den letzten Jahrzehnten bekanntesten und fruchtbarsten Architekten der Siebenbürger Sachsen Robert Kisch war es nie vergönnt, in seiner Heimat zu bauen. Er schuf dafür in Deutschland zahlreiche wohlgelungene Gebäude. Seinen guten Ruf verdankte er dem Erweiterungsbau der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße in Berlin, der schwierigen, von ihm gemeisterten Aufgabe, zwischen das 1739 errichtete Rokokoschloß der späteren Reichskanzlei und das renaissancehafte Borsigpalais der Gründerjahre ein großes Haus zu setzen, das die beiden stilistisch verschiedenen Nachbarn künstlerisch überzeugend verband.

Auch bei den Stadtbauplänen für Berlin wirkte Kisch erfolgreich mit. Die durch Verlegung der Kavallerieschule von Hannover nach Potsdam nötigen Bauten wurden ihm anvertraut. Das war ein riesiges Projekt mit Dutzenden von Ställen, Kasernen, Verwaltungs- und Offiziershäusern, geradezu die Errichtung einer Kleinstadt.

Solche in der Presse oft gelobten Leistungen zogen stets andere Aufträge nach sich. Kisch schuf Banken, Schulen, private und öffentliche Gebäude. Alles aufzuzählen ist unmöglich. Als der 2. Weltkrieg ausbrach, war er einer der wichtigsten Architekten des Reiches, und daß er nach 1945 — nun nicht mehr in Berlin, sondern in Wuppertal — sein Werk fortzusetzen vermochte, bestätigte aufs neue seine Begabung und Tüchtigkeit.

Er, der in Hermannstadt am 18. März 1897 Geborene, starb durch Herzversagen am 16. Juli 1977 in Wuppertal. Als ich es fernmündlich von seiner Frau Jutta erfuhr, war ich nicht überrascht, obwohl es mich ins Herz traf; wenige Tage vorher hatte er mir von einem eben erlittenen argen Schwächeanfall berichtet. Dadurch auf schlimmere Nachrichten gefaßt, war ich in Gedanken oft bei ihm, dem man vor etlichen Jahren infolge einer Aderverstopfung ein halbes Bein hatte abtrennen müssen, für ihn, den Beweglichen und Leidenschaftlichen, eine maßlose Qual.

Ich habe ihn, den ehemals drahtigen, stürmischen, an jedem Ereignis geradezu wild Anteil nehmenden Mann, der auch Freunden gegenüber manchmal ungerecht sein konnte, seit unserer Jugend geschätzt und ihn zuletzt bewundert, als er trotz seinen körperlichen Leiden, die auch sein Sehvermögen minderten, geistigen Fragen unverändert kraftvoll und erlebnisfähig zugewendet blieb und an den Kläglichkeiten der deutschen Gegenwart wie ehemals heftig litt.

Er gehörte zu meiner Jugendgeneration, die in Schlachten, also in der blutigen Wirklichkeit, aufgewachsen war. Ohne daß wir darüber viel sprachen, wußten wir genau, wer von uns Pulver gerochen hatte. Robert Kisch war auch hierin bewährt. Im 2. Weltkrieg trug er die deutsche Hauptmannsuniform.

Als ich meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ schrieb, schickte er mir Tagebuchseiten mit der Schilderung seiner Erlebnisse im Feldzug 1916 gegen Rumänien. Etliche Szenen daraus verwendete ich in der vom Stil des Buches geforderten Abwandlung, was Kisch nach anfänglichem Sträuben gut hieß.

Daß er sich sträubte — ja, das geschah nicht selten bei ihm. Ich lernte es, dabei fröhlich standzuhalten. Und so wurde mir

dieser Baumeister mit dem lodernden Feuer in der Seele immer mehr zum Freunde. Seine Bauten gediehen wohl so vortrefflich, weil er bei jedem sich an der Kanten seines Wesens wund rieb und dadurch erst die gültige Form fand — ein mir vertrauter schöpferischer Vorgang.

Als er nicht mehr bauen konnte, begann er zu schreiben, und da er wie jeder Künstler seine Grenzen kannte, bat er mich, seine Sätze in die rechte Sprachform umzuschmelzen. Ich tat es gern.

Was er als Architekt errichtete, gilt, ob der Krieg es verschonte oder nicht. Was er als Geschichtskundler verfaßte, verdient Beifall, seinen letzten Aufsatz bringt dieses Heft. Und jetzt sehe ich ihm nach, dem Entschundenen, mit dem Gefühl der Verarmung. Wenn es aber ein Jenseits des Wiedersehens gibt, wird der mir von ihm kredenzte Nektar nicht schlechter schmecken als die guten Weine, die wir gemeinsam auf Erden tranken. Heinrich Zillich.

Siebtwunde Fiesel -
Johannes, München,
1977, Seite 290-291

ikgs

Kleine Schrift